

Walter Gropius war eine Woche lang in Berlin, um, zusammen mit Wils Ebert, sein Projekt für einen neuen Wohnbereich im Süden der Stadt vorzutragen und zu diskutieren. Wir berichteten darüber in Heft 23 (eine Skizze der Planung wird folgen). Ausgerechnet an jenem Abend, an dem wir einige Worte mit dem nun 77jährigen wechseln konnten, trug man uns folgende Zahlen zu:

Im Zeitraum vom 1. Januar 1955 bis zum 31. Dezember 1959, also innerhalb von 5 Jahren, sind aus dem Kreis des Berliner BDA 56 Architekten nach Westdeutschland oder ins Ausland gegangen. Von diesen „ausgewanderten“ Architekten waren 17 ordentliche Mitglieder des BDA, mithin freischaffende Architekten mit einem eigenen Büro, darunter *Wassili Luckhardt, Günther Gottwald, Eckart Muthesius, Hans Semrau, Georg Leowald und Hubert Hoffmann*. Die übrigen 39 Architekten sind Jungmitglieder, denen es nicht gelang, obgleich durchaus qualifiziert, sich in Berlin selbständig zu machen; ja, die nicht einmal ein ihren Fähigkeiten entsprechendes Anstellungsverhältnis finden konnten. Stellvertretend stehe hier der Name *Hans Bandel*. Dieser junge Architekt baute und baut noch (2. und 3. Bauabschnitt) eine der besten Schulen, die im Nachkriegs-Berlin zu sehen sind. Diese Schule, Ergebnis eines der seltenen engeren Wettbewerbe, blieb sein einziger Auftrag. Auch er verläßt nun Berlin.

Wir hätten hier gern mit genaueren Zahlen darüber aufgewartet, welchen Anteil die freien Architekten West-Berlins an den öffentlichen Bauten der Stadt gehabt haben und haben. Die Architekten aber lassen solche Fragen leider unbeantwortet. Es könne ja sein, daß — wir zitieren — ihr Name in einer Pressemeldung auftauche, was gleichbedeutend mit dem Verlust künftiger öffentlicher Aufträge sei.

Es ist absurd: Walter Gropius wird nach Berlin eingeladen (von der Gemeinnützigen Heimstätten AG. „Gehag“) und herzlich willkommen geheißen, nicht zuletzt von den freien Architekten, weil Gropius' Autorität für sie quasi einen Hoffnungsschimmer bedeutet. Schade, daß man ihn so und nicht anders, nämlich als einen Mitstreiter für ein neues Berliner Bauen, grüßen kann. Ganz ohne Hintergedanken.

Nicht erst seit unserer „Bauwelt-Rundfahrt“ pfeifen die Spatzen von allen Dächern an der Spree, daß die Gärtner am „Grünen Strand“ zwar aufregende Fortschritte machen, daß das Bauen an Spree und Havel aber höchst provinziellen Charakter hat. Mit Ausnahmen, versteht sich. Da es nun jeder weiß: Warum begibt sich der Herr Bausenator so sehr der Chancen, freie begabte Architekten für die freie Gesellschaft dieser Stadt bauen zu lassen? Er hat — so mag man entschuldigen — bislang auf Quantitäten sehen müssen. Was Qualität nicht unbedingt ausschließen muß. Nun sollte er endlich einmal in die deutschen Provinzen, sagen wir nach Hamburg, Hannover oder an den Rhein, fahren und sich dort genau notieren, wie die behördlich gelenkte Berliner Bautätigkeit hinter dem Bundesdurchschnitt herhinkt. Das wird ein Notizbuch füllen. Es ist zu hoffen, daß er dann den einzig richtigen Schluß zieht:

Qualität setzt ein freies Spiel der Kräfte voraus. Auch oder gerade bei Bauten unserer Gesellschaft. UC.

## Bauten unter tropischer Sonne

Zum Werk des venezolanischen Architekten Villanueva

Ende Mai wurde der Architekt Carlos Raul Villanueva in Caracas 60 Jahre alt. Das ist ein guter Zeitpunkt, sich mit seinem Werk zu befassen, das nicht nur seine persönliche Entwicklung, sondern auch die Bauentwicklung Südamerikas widerspiegelt. Denn Villanueva ist zugleich typisch und außergewöhnlich — typisch für eine Generation, die ihre Ausbildung und ihre Jugendvorbilder nur in Frankreich fand, und außergewöhnlich durch die schöpferische Originalität, mit der er sich als schon reifer Mann, vom Eklektizismus befreite.

Sein erster moderner Bau war 1944 ein Hospital in Caracas (siehe Anmerkung auf Seite 684). Diesen Bau würde man heute in Nordamerika „modernistic“ nennen (Bild 6). Die überbetonte kubische Flächenhaftigkeit der Treppen und Aufzugsschächte ist ohne Beziehung zu dem sachlich-konventionellen Zentralbau, dessen Proportionen den Seitenblöcken widersprechen. Hier wirkt die Moderne noch wie eine Konzession nach vorwärts. In einer seiner letzten Arbeiten, der „Kirche des 23. Januar“ (Bild 4), dagegen sind Funktion, Form und Technik zu einer Einheit verschmolzen.

Die Bedingungen für den Kirchenbau waren schwierig: äußerst knappe Mittel für diesen Bau in der ersten staatlichen Sozialiedlung, eine große Gemeinde, die ein freies Kirchenschiff braucht; hinzu kamen: ritualbedingt, eine Taufkapelle und die Seitenaltäre (Bild 7). Für die Ausschmückung des einfachen Betonbaus mit Kunstwerken waren keinerlei Mittel vorhanden. Der feierliche Eindruck des Inneren (Bild 3) entsteht durch die guten Proportionen und die Abstufungen im Lichteinfall. Das Licht fällt durch die Seitenöffnungen des gefalzten Daches ein und strahlt über dem Altar in der Höhe der Ostwand in einem entmaterialisierten Weiß. Diese besondere Fähigkeit Villanuevas, Baumaterial und Licht als schöpferisches Rohmaterial zu benutzen, ist im Forschungsinstitut der Petroleumindustrie in Maracaibo am augenfälligsten (Bild 17). Auf mechanische Klimaanlagen hat der Architekt verzichtet. Die Südwestwand besteht aus leicht beweglichen Blenden, die sich jeder Brise des Tropenwindes angleichen und, zusammen mit der perforierten Seitenwand, eine ideale Durchlüftung garantieren. Aber Funktions-

gerechtigkeit ist nicht genug für Villanueva. Sein architektonisches Bekenntnis zielt auf die Einheit von Bau, Farbe und plastischer Form. Die Blenden strahlen in reinen Primärfarben, die in der südlichen Sonne eine besonders starke Wirkung haben.

Eine solche klimatische Anpassung durch rein architektonisch-bautechnische Mittel ist in Nordamerika unbekannt. Dort hat der Klimaingenieur längst dem Entwerfer diesen Denkprozeß abgenommen. In Südamerika, wo Apparate und elektrischer Strom teuer sind, fühlt sich der Architekt noch selber für das Wohlbefinden der Bewohner verantwortlich. Man sieht das ganz besonders deutlich in Villanuevas kürzlich fertiggestellter Architekturschule für die Universitätsstadt in Caracas (Bild 2). Die Stirnwände sind durch graue und leuchtend blaue Mosaikfelder gegliedert. Die Hauptfront dagegen ist durch Betonsonnenblenden artikuliert. Sie lösen in stetem Widerspruch von Sonne und Schatten die acht Stockwerke in ein Lichtspiel auf (Umschlagbild). Hier kann man nun einen Einwand gegen Villanuevas Entwurfsphilosophie erheben, einen Einwand, der typisch nördlich und gar nicht südamerikanisch ist: Die Sonnenblenden sind nicht nur funktional, sondern auch künstlerisch höchst eindrucksvoll, solange die Sonne scheint. Wenn es aber regnet — und tropische Güsse in Caracas sind häufig —, haben die Klassenräume zuwenig Licht. Der Südamerikaner jedoch ignoriert den Regen, wie er alle



1 Skulptur von Lobo in der Universitätsstadt Caracas